Sabine Diabaté & Kerstin Ruckdeschel

Gegen den Mainstream – Leitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zur Erklärung der Abweichung von der Zweikindnorm

Against the mainstream: Cultural conceptions of childlessness and large families to explain a deviation from the two-child family

Zusammenfassung
Seit Jahrzehnten dominiert in der Bundesrepublik Deutschland das Leitbild der Zweikindfamilie. Dennoch gibt es Menschen, die von diesem Mainstream abweichen: Sie entscheiden sich bewusst gegen Kinder, für ein Einzelkind oder aber für drei oder mehr Kinder. Solche Paritätsunterschiede werden seit langem untersucht, jedoch selten unter Einbezug kultureller Vorstellungen zum Leben ohne oder mit vielen Kindern. Anhand der Daten des Leitbildsurveys wird für junge Erwachsene im reproduktiven Alter gezeigt, dass kulturelle Idealvorstellungen einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn zur Normabweichung liefern und dass Abweichler eine soziale Stigmatisierung wahrnehmen. Zudem überstrahlt bei der Kinderwunschparität von vier und mehr Kindern die hohe intrinsische Motivation alle ökonomischen und strukturellen Aspekte. Bei Kinderlosen zeichnet sich – im Vergleich zu den anderen Normabweichlern am stärksten – eine wahrgenommene Diskrepanz zur Mehrheitsgesellschaft ab. Sie weist möglicherweise auf sozialen Druck hin, sich zu rechtfertigen oder sogar der Norm zu entsprechen. Entgegen der in der Literatur vertretenen These der „Kultur von Kinderlosigkeit" besteht die verbreitete Ansicht, dass Kinderlosigkeit zwar „normal" sei, jedoch selten erstrebenswert im Sinne eines Ideals. Außerdem haben sich trotz der dominanten Zweikindnorm weitere Familienmilieus etabliert.

Abstract
For decades, the ideal of a two-child family has been predominant in Germany. Nevertheless, there are people who deviate from this mainstream, taking the informed decision not to have any children at all, to have only one child or, alternatively, to have three or more children. Such differences in the number of children have long been examined, however, cultural concepts of having either lots of or no children at all, have rarely been included. The data collected in the survey "Familienleitbilder" reveals that in young adults in reproductive age, existing cultural conceptions provide new insights into the phenomenon of deviation from the norm, deviators being subject to social stigmatization. Moreover, in case of families with four and more children, a high degree of intrinsic motivation outshines all economic and structural aspects. In childless people - even more than in comparison to other groups - a discrepancy with respect to the majority becomes apparent, potentially suggesting a pressure to justify oneself to society or even to comply with the mainstream. In contrast to the advocated thesis in literature, childlessness is indeed commonly regarded as "normal", however, rarely as desirable in terms of an ideal. Furthermore, despite the dominant two-child-norm, other family milieus have been established.

Zeitschrift für Familienforschung, 28. Jahrg., 2016, Heft 3 – Journal of Family Research

https://doi.org/10.3224/zff.v28i3.26044

CC BY SA

Schlagwörter: Familienleitbild, Zweikindnorm, Zweikindfamilie, Einkindfamilie, Mehrkindfamilie, value of children, Paritäten, Fertilität, Familiengründung, Familienerweiterung, Kinderreichtum, Kinderlosigkeit, Stigmatisierung, sozialer Druck

Key words: cultural concepts of family, two-child ideal, two-child family, one-child family, large families, value of children, parities, fertility, family formation, family extension, childlessness, stigmatization, social pressure

1. Einleitung

Vater, Mutter, Tochter, Sohn – diese Familiengröße und Konstellation zeigt sich vielfach in der Medienwelt und auch in der Gesellschaft. Zumeist gilt die Familienerweiterung mit zwei Kindern als abgeschlossen. Im Normalfall, so suggerieren es zahlreiche Werbespots und -broschüren, haben Familien einen Sohn und eine Tochter. Latent ist die Zweikindfamilie als Leitbild der idealen Familiengröße in Deutschland und auch Europa (Sobotka/ Beaujouan 2014: 409) omnipräsent:

> „The spread and subsequent persistence of a two-child family ideal in Europe are remarkable. Neither long-term experience of below-replacement fertility nor major social and economic upheavals or cultural and technological changes seem to have altered the widespread perception that having two children is ideal, both personally and for society."

Besonders deutlich wird dieses individuelle und auch gesellschaftliche Leitbild für diejenigen, die sich nicht an dieser Norm orientieren bzw. die ihr nicht entsprechen (können). Steht demgegenüber eine Kultur der Kinderlosigkeit? Und findet sich jenseits der Zweikindnorm ein Milieu der überzeugt Kinderreichen? Diese Fragen fließen seit Jahren in die Forschung demografischer Sachverhalte ein (z.B. Sobotka/Beaujouan 2014, Goldstein/ Kreyenfeld 2011, Eggen/Rupp 2006.). Jüngere Studien (z.B. Burkart 2007, Lutz/Milewski 2004) sprechen von ersten Indizien einer Kultur der Kinderlosigkeit in Deutschland; gleichzeitig gewinnt die Forschung zu Mehrkindfamilien immer mehr an Bedeutung, zumal der Rückgang kinderreicher Familien der zentrale Treiber des Geburtenrückgangs ist (Bujard/Sulak 2016).

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht daher das Phänomen des „unfitting the social norm" (in Anspielung auf Sobotka/Beaujouan 2014 „fitting the social norm"), d.h. die Abweichung von der weit verbreiteten Zweikindnorm, dem kulturellen Mainstream. Untersuchungsgegenstand ist die *Erklärung der aktuell bestehenden Abweichung von der Zweikindnorm unter jungen Erwachsenen (im reproduktiven Alter)*, die in Deutschland als Bestandteil eines idealen Familienleitbildes gilt. Neben strukturellen und familienpolitischen Rahmenbedingungen spielen dabei auch kulturelle Leitbilder zur Familiengröße eine entscheidende Rolle. Diese kulturellen Faktoren stehen als zentrale Erklärungsgrößen der Normabweichung im Fokus dieser Untersuchung, da von ihnen ein (neben den sozialstrukturellen Erklärungsgrößen) zusätzlicher Erkenntnisgewinn erwartet wird. Folgende Forschungsfragen sollen daher untersucht werden:

1. Wer entspricht der Zweikindnorm?
2. Wer weicht von der Zweikindnorm ab?
3. Welche sozialstrukturellen und kulturellen Faktoren hängen mit der Normabweichung zusammen?

4. Wie ist die Selbstwahrnehmung der jeweiligen „Abweichlergruppen“: Wo sehen sich die Gruppen, die kein oder ein Kind haben bzw. wünschen, sowie solche, die mehr als zwei Kinder haben bzw. anstreben, in der Gesellschaft? Fühlen sie sich stigmatisiert?

Diese Fragen werden hinsichtlich der bereits vorhandenen Forschung eingeordnet. Zudem wird die demografische Situation in Deutschland anhand amtlicher Daten dargestellt, um zu erörtern, wie sich die Familiengröße nach Parität im historischen Rückblick bis heute entwickelt hat (Kapitel 2). Danach wird das Leitbildkonzept skizziert (Kapitel 3) und es werden aus den theoretischen Grundlagen Annahmen abgeleitet (Kapitel 4). Es folgt die Beschreibung des verwendeten Datensatzes, der Methoden und der Operationalisierung zentraler Konzepte (Kapitel 5). Im Anschluss werden die Analysen im Kontext der bisherigen Forschungsergebnisse diskutiert (Kapitel 6). Der Beitrag schließt mit einer Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse und einem Resümee (Kapitel 7).

2. Forschungsstand zur Familiengröße

Im Folgenden wollen wir zunächst kurz die Verteilung von Familien nach Kinderzahl in Deutschland und deren Entwicklung seit Mitte des letzten Jahrhunderts darstellen (2.1). Im Anschluss daran soll der Forschungsstand zu den verschiedenen Familiengrößen aufbereitet werden (2.2).

2.1 Demografische Situation in Deutschland: Dominanz und Kontinuität der Zweikindnorm

Ein Blick auf die Entwicklung der Kinderzahl nach Paritäten von Frauen ausgewählter Jahrgänge mit dem Mikrozensus des Jahres 2012 (s. Tabelle 1) zeigt, dass sowohl der Anteil von Frauen mit mindestens drei Kindern, als auch der Anteil der Mütter von zwei Kindern über die Kohorten hinweg stark zurückging, verbunden mit einem gleichzeitigen Anstieg der Kinderlosigkeit.

Tabelle 1: Entwicklung der Kinderzahl nach vier Paritäten von Frauen ausgewählter Jahrgänge (in Prozent)

	Jahrgänge Alter			
Paritäten	**1943-47 (65-69)**	**1953-57 (55-59)**	**1963-67 (45-49)**	**1973-1977 (35-39)**
Keine Kinder	11,9	16,0	19,9	26,8
Ein Kind	26,3	24,4	23,3	25,4
Zwei Kinder	40,2	39,3	35,5	33,7
Drei und mehr Kinder	20,5	17,5	15,6	13,2
N	1.912.000	2.571.000	3.198.000	2.216.000

Quelle: Mikrozensus (2012), eigene Berechnungen, gewichtete Daten.

Trotzdem bleiben zwei Kinder (Tabelle 2) mit einem Anteil von 47,6% aller Mütter auch in der Kohorte 1963-1967, deren fertile Phase als abgeschlossen gelten kann, der Normalfall. Über alle Kohorten hinweg zeigt sich hier deutlich die Dominanz der Zwei-Kinder-Kategorie und deren Kontinuität, die Zwei-Kind-Familie bildet den Regelfall.

Tabelle 2: Entwicklung der Kinderzahl nach drei Paritäten von Frauen ausgewählter Jahrgänge (in Prozent)

Paritäten	Jahrgänge MZ 2012			
	1943-47 (65-69)	1953-57 (55-59)	1963-67 (45-49)	1973-1977 (35-39)
Ein Kind	30,2	30,0	31,2	35,2
Zwei Kinder	46,2	48,4	47,6	46,6
Drei und mehr Kinder	23,5	21,6	21,0	18,3
N	1.665.000	2.088.000	2.379.000	1.600.000

Quelle: Mikrozensus (2012), nur Mütter mit Angabe zur Zahl der geborenen Kinder, eigene Berechnungen, gewichtete Daten.

In der jüngsten Kohorte haben die Frauen das Ende ihrer reproduktiven Phase noch nicht erreicht, so dass sich hier noch Änderungen ergeben werden. Die Dominanz von zwei Kindern wird aber auch hier bestehen bleiben. Auch die als ideal angesehene Kinderzahl konzentriert sich seit langem stark auf die Kinderzahl Zwei (vgl. z.B. Dorbritz/Ruckdeschel 2015, Dorbritz/Naderi 2013, Testa 2006).

2.2 Forschungsstand: Einflussfaktoren der (angestrebten) Familiengröße

Die *Zweikindfamilie* wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts nach dem Babyboom in Europa zur allgemeinen Norm bzw. zum Mainstream (Frejka et al. 2008, Lutz et al. 2006), sowohl was die faktische Kinderzahl anbelangt als auch die gewünschte (z.B. Sobotka/Beaujouan 2014). Obwohl Anzeichen für einen leichten Bedeutungsrückgang gefunden wurden (Goldstein et al. 2003), stellt die Zweikindnorm in Europa und auch in Deutschland nach wie vor die am meisten verbreitete Lebensform mit Kindern dar (Dorbritz/Ruckdeschel 2015). Sie dominiert inzwischen so lange, dass sie die biografischen Erfahrungen der aktuellen Kohorten im Familiengründungs- und -erweiterungsalter prägt und die Zweikindnorm somit intergenerational weitergegeben wird (Sobotka/Beaujouan 2014: 412):

> „Moreover, many people may receive cues from their parents, other relatives, friends, peers, and colleagues, perpetuating the notion that two children are ideal. People responding to the question on the 'societal ideal' may also answer it having in mind a rational (and broadly correct) perception that in order for the population to replace itself, each couple needs to have at least two children."

Hinsichtlich des Wunsches nach zwei Kindern kann im Sinne der „value of children"-Theorie von einer optimalen Erfüllung des immateriellen Nutzens ausgegangen werden, der erst bei zwei Kindern durch die Interaktion zwischen den Kindern eintritt. Demnach durchlaufen Kinder dadurch eine bessere Entwicklung, weil während des Sozialisations-

prozesses mit einem Geschwisterkind soziale Kompetenzen erlernt werden können und außerdem die Eltern durch die Beschäftigung der Kinder untereinander stärker entlastet werden (Huinink 1995). Im Erwachsenenalter können sich die Kinder unterstützen und auch bei der Pflege und Betreuung der Eltern gegenseitig entlasten. Die Zweikindfamilie gilt daher als die „familiale Optimallösung" (ibd.): Sie erscheint ideal im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Sozialisationsbedingungen für Kinder (Jefferies 2001, Huinink 1995). Ein weiteres Argument für die Zweikindnorm ist die in Teilen der Gesellschaft vorhandene gesellschaftliche Stigmatisierung von Einzelkindern (z.B. Mancillas 2006; Hagewen/Morgan 2005), die später auch untersucht werden soll.

Gegen den Mainstream: Sozialstrukturelle und kulturelle Faktoren der Zweikindnorm-Abweichung

Neben der Tatsache, dass nicht jeder die Möglichkeiten hat, seine Kinderwünsche zu realisieren, können diese auch unterhalb oder oberhalb der Zweikindnorm angesiedelt sein, weil dahinter individuelle, kulturelle Überzeugungen und Repräsentationen einer „idealen" Familie stehen. Zur Erklärung der *Einkindfamilie* werden in der Forschung zwei konträre Meinungen vertreten (Kasten 1995). Zum einen wird die Einkindfamilie als „perfekte" Lösung für den Widerspruch zunehmender individueller Autonomisierung bei gleichzeitig bestehendem Wunsch nach Familie gesehen (Striessnig/Lutz 2013). Die grundsätzliche Haltung gegenüber der Machbarkeit von Familie, d.h. wenn Beruf und Familie als vereinbar wahrgenommen werden, steht in einem starken Zusammenhang zur Familiengründung (vgl. adaptiver Typus bei Hakim 2002). Das Vereinbarkeitsproblem von Beruf und Familie lässt sich mit *einem* Kind noch am ehesten lösen, da sich Organisations- und Koordinationsaufwand bei der Betreuung in Grenzen halten. Zudem spielt die soziale Erwartungshaltung, eine Familie zu gründen, im verwandtschaftlichen Umfeld und im Freundeskreis eine Rolle. Dadurch entsteht eine wahrgenommene Selbstverständlichkeit, dass Kinder zum Leben dazugehören (Dorbritz/Ruckdeschel 2015). In diesem Sinne ist der immaterielle Nutzen der Familiengründung bereits mit einem Kind erfüllt (vgl. „value of children"-Theorie bei Hoffman/Hoffman 1973; Nauck 2007, 2001). Allerdings kann der Wunsch nach einem Kind bzw. dessen Geburt durchaus auch als Zugeständnis an gesellschaftliche Normen interpretiert werden, wonach die Familiengründung unbedingt zum Leben dazugehört (Huinink 1995).

Im Gegensatz zu Ein- und Zweikindfamilien steht *Kinderlosigkeit*[1] relativ stark im Forschungsfokus. Als Gründe für Kinderlosigkeit werden auf Basis der Rational-Choice-Theorie häufig strukturell-ökonomische Faktoren genannt wie z.B. eine prekäre Beschäftigungssituation (Überblick bei Hill/Kopp 2006). Das Einkommen oder auch die wahrgenommene Arbeitsplatzsicherheit usw. werden in die Risiko-Abwägung für oder gegen die Familiengründung miteinbezogen (Konietzka/Kreyenfeld 2013; Kreyenfeld 2010). Weitere Ansätze thematisieren soziokulturelle und institutionelle Prozesse (Überblick bei Kreyenfeld/Konietzka 2013) oder auch kulturelle Leitbilder (Dorbritz/Diabaté 2015) sowie kulturelle Faktoren in Wechselwirkung mit strukturellen Anreizen auf Basis eines Frame-Selektions-Modells (Eckhard 2014). Kinderlosigkeit kann beabsichtigt sein, ist jedoch wesentlich häufiger eine unintendierte Folge des Aufschubverhaltens oder durch zeitlich ungünstige Brüche in der Partnerschaftsbiografie (Überblick zu den Ursachen von

1 Umfassender Überblick zum Forschungsstand bei Dorbritz et al. 2015.

Kinderlosigkeit bei Konietzka/Kreyenfeld 2013) oder medizinische Implikationen (häufig als Folge des Aufschubs, vgl. Küppers-Chinnow/Karmaus 1997) begründet. Im Fokus steht hier lediglich die bewusste Entscheidung für Kinderlosigkeit innerhalb einer Partnerschaft. Sie wird u.a. durch eine hohe Berufsorientierung der Frau beeinflusst (Hakim 2000). Gleichermaßen können hohe gesellschaftliche Erwartungen an Elternschaft abschreckend wirken (Kaufmann 1990). Schließlich existiert in Deutschland eine hohe Akzeptanz gegenüber Kinderlosigkeit. Sie ist zur Normalität geworden, entsprechend ist Stigmatisierung seltener (Lutz/Milewski 2004).

Im Gegensatz zur Kinderlosigkeit ist *Kinderreichtum*[2] wesentlich seltener Forschungsgegenstand[3]. In der Forschungsliteratur werden Familien mit drei und mehr Kindern als kinderreich oder als „große Familien" definiert (vgl. Eggen/Leschhorn 2004). Ähnlich wie bei Kinderlosigkeit ist neben einer sozialstrukturellen Charakterisierung kinderreicher Familien auch deren kulturelle Ursache Forschungsthema. Inwiefern dabei die Geschlechterpräferenz tatsächlich Auswirkungen auf die Kinderzahl hat, ist umstritten (z.B. Schröder et al. 2016; Gray/Evans 2004; Hank/Kohler 2003; Hank/Kohler 2000). Eindeutig beeinflussen Werthaltungen die Entstehung von kinderreichen Familien (z.B. Rille-Pfeiffer et al. 2009). So unterscheiden sich die Eltern in Mehrkindfamilien schon vor ihrer Familiengründung von anderen Eltern bzw. Paaren mit Kinderwunsch, da sie Familie und Kinder[4] wesentlich höher bewerten als Freizeit, Beruf und Konsum (Keddi et al. 2010: 77; Eggen/Rupp 2006; Bruchholz et al. 2002). Rupp und Blossfeld (2008: 164) sprechen in diesem Kontext von einer hohen intrinsischen Motivation zur Elternschaft. Ein zusätzliches Indiz ist die hohe Bedeutung von Religion und Religiosität (Keddi et al. 2010: 83; Bien/Marbach 2007; Blume et al. 2006; Bruchholz et al. 2002). Auch der Einfluss der Herkunftsfamilie wird in den Blick genommen (Keddi et al. 2010; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Bien/Marbach 2007): Eine höhere Geschwisterzahl der Eltern hat einen positiven Effekt auf die eigene gewünschte Kinderzahl (Hayford 2009, Régnier-Loilier 2006) und erhöht die Wahrscheinlichkeit von Mehrkindfamilien, genauso wie Stief- und Patchworkfamilien[5] (Klein und Eckhard 2004). Hinsichtlich der Selbst- und Fremdwahrnehmung der verschiedenen Abweichlergruppen (d.h. der Personen, die weniger oder mehr als zwei Kinder haben bzw. sich wünschen), die in diesem Beitrag thematisiert wird, existiert außerdem Literatur zur (medialen) Diskriminierungserfahrung kinderreicher Familien (Schulten-Jaspers et al. 2013): Durch die Abweichung von der Zweikindnorm gibt es eine gesellschaftliche Stigmatisierung (Keddi et al. 2010; Höhn et al. 2006), die mit steigender Parität immer häufiger wahrgenommen wird, wenngleich Kinderreichtum auf in-

2 Der Begriff „Kinderreichtum" wird in der Literatur durchaus kritisch diskutiert, da die implizierte Verbindung von vielen Kindern und Reichtum nicht mehr angemessen erscheint (Bierschock 2010). Im vorliegenden Beitrag wird der Begriff jedoch völlig wertfrei als Alternative zum Begriff „Mehrkindfamilie" verwendet. „Kinderreich" wird in diesem Beitrag (vgl. Eggen 2014) als „(…) ‚zahlreich' " begriffen. Dies entspricht der Bezeichnung „familles nombreuses", der in Frankreich gebräuchlichen Bezeichnung für den schlichten quantitativen Sachverhalt, dass die Familie drei, vier oder mehr Kinder hat" (Eggen 2014: 145).

3 Umfassender Überblick zum Forschungsstand zu Kinderreichtum bei Lück et al. 2015.

4 Vgl. Haus- und Familienzentrierung bei Hakim 2000.

5 Dieser Aspekt kann leider aufgrund der geringen Fallzahlen für ein multinomiales Modell nicht kontrolliert werden.

dividueller Ebene überwiegend positiv bewertet wird (Diabaté et al. 2015). Hintergrund für die Stigmatisierung ist vermutlich auch die besondere soziale (Thiede 2014, Strohmeier/ Stauber 2012, Nauck 1995) und finanzielle Situation kinderreicher Familien, die in der Regel ein vergleichsweise niedrigeres Pro-Kopf-Einkommen aufweisen als kleinere Familien. Viele Kinder zu haben, stellt einen wesentlichen Faktor für Einkommensarmut dar (BMFSFJ 2007; Eggen/Rupp 2006; Eggen/Leschhorn 2004; Allmendinger/Hinz 1998).

Insgesamt zeigt sich innerhalb der Kinderwunsch- und Familienforschung, dass der paritätsspezifischen und soziokulturell fokussierten Betrachtung der Familiengröße eine immer größere Bedeutung zukommt. Die aktuelle Forschungslage belegt, dass hinter den unterschiedlichen Familiengrößen auch verschiedene kulturelle Idealvorstellungen stehen (Bujard/Dorbritz 2015; Bujard/Lück 2015), die die sozialstrukturelle Sichtweise komplementär ergänzen. Die kulturelle Betrachtungsweise stärker in den Mittelpunkt zu rücken, ist ein Ziel dieses Beitrags. Des Weiteren liegt der bisherige Untersuchungsfokus der intendierten Familiengröße immer noch mehr auf den sozialstrukturellen als auf kulturellen Einflussgrößen. Wenn Kultur einbezogen wird, dann v.a. als subjektive Wertvorstellung bzw. als individuelle Verhaltensdisposition. Auch hier soll die Forschungslücke ein Stück weit geschlossen werden, indem der Gesellschaft zugeschriebene, also (mutmaßlich weit verbreitete) kulturelle Vorstellungen berücksichtigt werden. Ausgangspunkt ist, dass von derartigen gesellschaftlich wahrgenommenen Leitbildern (sei es aus dem sozialen Nahumfeld oder auch aus der Allgemeinheit generell, als wahrgenommener Mainstream) ein sozialer Erwartungsdruck ausgeht, der auf das Individuum einwirkt und ihn zu normkonformen Verhalten motiviert. Als Mainstream-Motiv steht daher die Zweikindfamilie im Zentrum dieser Untersuchung.

3. Theoretische Grundlagen

Der Zusammenhang von Kinderzahl und Kinderwunsch wird im Folgenden mit handlungstheoretischen Überlegungen und dem Leitbildkonzept erklärt. Familienleitbilder sind Vorstellungen davon, wie das Familienleben normalerweise aussieht oder idealerweise aussehen sollte (Diabaté/Lück 2014). Sie können Vorstellungen zur Familie allgemein enthalten (z.B. „Eine Familie sollte immer zusammenhalten.“), aber auch zu einzelnen Aspekten des Familienlebens wie Partnerschaft (z.B. „In einer Partnerschaft sollten beide gleichberechtigt leben.“), Elternschaft (z.B. „Eltern sollten ihre Bedürfnisse für ihre Kinder komplett zurückstellen.“) oder der Familienbiografie (z.B. „Bevor man heiratet, sollte man eine Weile zusammen gewohnt haben.“). Fertilitätsintentionen sind demnach sozialkognitive Repräsentationen von Familienleitbildern (Bachrach/Morgan 2013). Oft sind die persönlichen Vorstellungen bildhaft und differieren je nach sozialem Kontext. Der theoretischen Perspektive des Konzepts „Familienleitbilder“ (Diabaté/Lück 2014) folgend, wird unterstellt, dass Leitbilder innerhalb von gesellschaftlichen Kollektiven intersubjektiv geteilt werden. Daher unterscheiden sich kulturelle Familienleitbilder nach Gesellschaften, Regionen, Generationen oder sozialen Milieus. Des Weiteren sind gesellschaftliche Leitbilder nicht nur die Summe der individuellen Leitbilder innerhalb einer Gesellschaft: Vielmehr gewinnen sie durch ihre Institutionalisierung eine eigene, unabhängige, sozial reproduzierte Realität. Manifestationen kultureller Leitbilder, die mit standardisier-

ten Erhebungsinstrumenten erfassbar sind, können unter anderem in der statistischen Aggregation individueller Leitbilder gesehen werden sowie in der individuellen Wahrnehmung des in der Gesellschaft mehrheitlich verbreiteten Leitbildes. Demnach sind Leitbilder auf zwei Ebenen zu verorten: Auf einer individuellen und einer sozialen, gesellschaftlichen Ebene. Eine Besonderheit des Konzepts von Leitbildern ist, dass zwischen „persönlichen" und der Gesellschaft zugeschriebenen Leitbildern differenziert wird.

Zudem gewinnt ein kulturelles Leitbild durch Institutionalisierungsprozesse (etwa durch seine Manifestation in Form von Recht) zusätzlich ein Eigenleben – eine Realität „sui generis" (Durkheim 1984: 109). So kann ein kulturelles Leitbild fortbestehen und nachwirken, auch wenn sich die individuellen Leitbilder der Gesellschaftsmitglieder bereits weiterentwickelt haben. Auch kann durch unter- oder überproportionale Medienpräsenz der Eindruck entstehen, dass hinter einem solchen kulturellen Leitbild ein kleinerer oder größerer Teil der Gesellschaft stünde, als es tatsächlich der Fall ist (Noelle-Neumann 1996). Zentrale Annahme des Leitbildkonzepts ist es, dass individuelle und gesellschaftlich wahrgenommene Familienleitbilder den Familiengründungs- und -erweiterungsprozess beeinflussen. Ausgangspunkte dafür bilden handlungstheoretische Überlegungen, das Konzept der Geschlechterarrangements (Pfau-Effinger et al. 2009) und der „cultural life scripts" (Janssen/Rubin 2011), welches im Wesentlichen eine spezifische Geschlechterkultur beinhaltet, um Unterschiede z.B. zwischen verschiedenen Milieus oder auch Ländern zu erklären und die einem kulturellem Wandel unterliegen. Birgit Pfau-Effinger bezeichnet Familienleitbilder als ein übergeordnetes Konzept kultureller landespezifischer Vorstellungen, die Werte und Normen mit umfassen („cultural models" oder „guiding images", vgl. Pfau-Effinger 2004: 382).

Wie hängen nun kulturelle Leitbilder und die Familiengröße zusammen? Familienleitbilder sind aus drei Gründen *handlungsleitend*: Zum einen, weil sie ein (mutmaßlich) erprobtes und bewährtes Modell darstellen, das ohne aufwändige Reflexion imitiert werden kann. Zweitens werden sie von Akteuren aus innerer Überzeugung als erstrebenswert empfunden. Drittens sind sie verbunden mit Verhaltenserwartungen an andere Mitglieder des Kollektivs, diesen Vorstellungen zu entsprechen (Lück et al. 2016).

Das für diesen Beitrag zentrale handlungsleitende Familienleitbild umfasst das „Leitbild der idealen Familiengröße", welches die Zweikindnorm beinhaltet. Die Unterschiede zwischen den Familiengrößen lassen sich als Abweichung von dieser Norm interpretieren und theoretisch unterschiedlich begründen. Ausgangspunkt der Überlegungen ist, dass dem Handeln prinzipiell eine Handlungsabsicht[6] vorausgeht. Einen Orientierungspunkt bilden dabei das Leitbild der idealen Familiengröße, jedoch auch die sozialstrukturelle Rahmung der Situation und weitere Erfahrungen.

6 Im Kontext der Familiengründung muss allerdings erwähnt werden, dass sie nicht immer das Ergebnis einer solchen Kosten-Nutzen-Abwägung ist, und auch teilweise unbeabsichtigt geschieht oder zumindest nicht unmittelbar geplant war. Dies ist jedoch mit der vorliegenden Datengrundlage nicht operationalisierbar.

4. Hypothesen

Im Rahmen des oben skizzierten Konzeptes sollen die Forschungsfragen zur Abweichung von der Zweikindnorm anhand der einzelnen Familiengrößen konkretisiert werden. Hinsichtlich der Bedeutung der unterschiedlichen, im Theorie- und Forschungsstand herausgearbeiteten, Einflussebenen (Sozialstruktur, Religion, individuelle Leitbilder, gesellschaftlich wahrgenommene Leitbilder) wird angenommen, dass sie allesamt bedeutsam sind, um die Abweichung von der Zweikindnorm besser erklären zu können.

Hypothesen zur Abweichung I: keine Kinder/Einkindfamilie < Zweikindfamilie
Kinderlosigkeit und die Gründung einer Einkindfamilie sind vermutlich durch verschiedene Faktoren beeinflusst: Sozialstrukturell begünstigt wird dies vermutlich durch eine prekäre soziale Lage, z.B. durch finanzielle Engpässe oder jedoch auch konträr dazu durch eine besonders gute soziale Lage, wobei hier dann antizipierte Opportunitätskosten eine Rolle spielen dürften (z.B. Karriere- und/oder Einkommenseinbußen durch Kinder). Auch Erfahrungen aus der Herkunftsfamilie sollten jedoch eine Rolle spielen, insofern als Personen, die von der Zweikindnorm nach unten hin abweichen, häufiger selbst in einer kleinen Familie aufgewachsen sein sollten. Hinsichtlich der Religion verweist die bestehende Forschung auf den großen Einfluss von Religiosität auf die gewünschte und realisierte Familiengröße (z.B. Philipov/Berghammer 2007). Es ist daher anzunehmen, dass Konfessionslose und Personen mit geringer oder keiner Religiosität eher in dieser Gruppe vorzufinden sind. Zudem sollten individuelle, kulturelle Leitbilder zur Elternschaft und der Gestaltung des Erwerbslebens, z.B. eine hohe Berufsorientierung – insbesondere bei Frauen – positiv assoziiert sein mit einer geringen Familiengröße. Gleichermaßen sollten persönliche Vorstellungen zur Normalität von Kinderlosigkeit und Negativbilder von Kinderreichtum positiv mit einer geringen Familiengröße korrelieren. Positivbilder von Kinderreichtum und die Sanktionierung von Kinderlosigkeit sollten dementsprechend negativ korreliert sein und ebenfalls zu negativen Abweichungen von der Zweikindnorm führen. Ein weiterer Einfluss geht von den wahrgenommenen gesellschaftlichen Leitbildern aus: Wichtiger Ausgangspunkt dieser Überlegungen zur Kinderlosigkeit oder zur Einkindfamilie ist die These von Lutz und Milewski (2004), dass der Rückgang in den Kinderzahlen u.a. auch auf einem entsprechenden kulturellen Wandel basiert, bei dem die Familiengründung lediglich zu einer Option geworden ist: Durch das Sinken der Geburtenraten verschwinden Kinder immer mehr aus dem Lebensalltag, so dass ihre Abwesenheit normal erscheint (Lutz/Milewski 2004: 27). Vereinfacht ausgedrückt: Kultur verändert Verhalten, dadurch werden wiederum Fakten geschaffen, die in neuen kulturellen Realitäten resultieren. Dadurch wirkt Neues nicht mehr befremdlich, sondern vertraut bzw. alltäglich-normal. Diese These wird dadurch gestützt, dass Kinderlosigkeit inzwischen ein Phänomen ist, das bereits in einer ganzen Reihe von Geburtsjahrgängen mit einer immer höheren Ausprägung beobachtet werden kann (vgl. Tabelle 1). Ein Leben ohne Kinder sollte also zunehmend als normal wahrgenommen werden, d.h. als eine Option der Lebensgestaltung unter anderen, wobei innerhalb des Leitbildes eine relativ höhere Be-

7 „Weitergedacht könnte dies sogar zu einer negativen Spirale führen: niedrige Geburtenraten bewirken mit Zeitverzögerung niedrigere Ideale, ein Sinken der Ideale führt zu noch niedrigeren Geburtenraten." (Lutz/Milewski 2004: 2)

deutung anderer Lebensoptionen erkennbar sein sollte, die sich z.B. in einem geringen Interesse an Familien- und Kinderthemen widerspiegelt. Angesichts der unterstellten, sich ausbreitenden „Kultur der Kinderlosigkeit" (vgl. Lutz/Milewski 2004) wird angenommen, dass Personen, die selbst eher zu denjenigen gehören, die weniger als zwei Kinder favorisieren bzw. haben, auch in der Gesellschaft ein positives Bild von Kinderlosen wahrnehmen und deshalb im Sinne einer gesellschaftlichen Norm handeln, wenn sie keine Kinder wollen. Oder weil sie selbst persönlich viele Kinder nicht uneingeschränkt gutheißen, entsteht hier ein Spannungsfeld, das die Wahrnehmung beeinflusst und schärft. Dementsprechend müssten solche Personen dann in der Öffentlichkeit häufiger beobachten, dass Kinderlosigkeit nicht als normal bewertet wird, eigene Kinder zu haben dagegen als sehr wichtig. Ihre eigene Lebens- und Familienplanung muss dann wie ein individueller Gegenentwurf zum gesellschaftlichen Leitbild der Zweikindfamilie wirken. Schließlich könnten auch hohe Ansprüche an Elternschaft den Kinderwunsch senken.

Hypothesen zur Abweichung II: Mehrkindfamilie > Zweikindfamilie
Sozialstrukturell spielen für die Gründung einer Mehrkindfamilie eine gute ökonomische Situation, eine Wohnumgebung, in der genügend Platz für viele Kinder ist, sowie die eigene Sozialisation in einer kinderreichen Familie eine Rolle. Ost-West-Unterschiede könnten möglicherweise auch bedeutsam sein: Personen aus ostdeutschen Bundesländern sind vermutlich eher seltener kinderreich, da sich aufgrund der politischen Vergangenheit hier eher Ein- und Zweikindfamilien als erstrebenswerte Familiengröße durchgesetzt haben. *Religion* spielt für die Entscheidung für mehr als zwei Kinder sicherlich eine wesentliche Rolle. Eine hohe individuelle Religiosität ist demnach stark mit Kinderreichtum assoziiert (z.B. Blume et al. 2006), da es in den monotheistischen Weltreligionen generell eine starke Familienorientierung gibt. Auf der *individuellen Leitbild-Dimension* sind eine geringe Berufsorientierung für Mütter, eine positive Einschätzung von Kinderreichtum sowie eine negative Einschätzung von Kinderlosigkeit ausschlaggebend. Auch die *Wahrnehmung innerhalb der Öffentlichkeit* steht möglicherweise in einer Verbindung mit der Abweichung: Synonym zu den Befürwortern von Kinderlosigkeit und Einkindfamilien wird auch hier angenommen, dass die abweichende Meinung zur eigenen Situation bzw. zum eigenen Wunsch signifikant ins Gewicht fällt. Vermutlich gibt es auch eine wahrgenommene Stigmatisierung, weil gewünscht oder tatsächlich kinderreiche Personen mit ihrem Lebensentwurf auf soziale Ablehnung oder sogar Sanktionierung stoßen. Neben den genannten Hypothesen werden z.B. Geschlecht, Alter und andere Kontrollvariablen in die Analysen integriert.

5. Daten und Methode

Das Leitbildkonzept wurde in einem eigens dafür entworfenen Survey operationalisiert. Der Familienleitbildsurvey (im Folgenden kurz: FLB) (BiB 2012) ist eine bundesweite repräsentative CATI-Befragung und umfasst 5.000 Personen[8] im Alter von 20 bis 39 Jah-

8 Die Ausschöpfung der Festnetzstichprobe betrug 41,1% (N=4.597), die der zusätzlich einbezogenen Mobilfunkstichprobe lag bei 59,6% (N=404). Ein Fall wurde aus dem Datensatz entfernt, da dieser

ren. Darin werden zu verschiedenen Bereichen rund um den Themenkomplex Familie und Partnerschaft Einstellungen und Vorstellungen erhoben (Übersicht bei Schneider et al. 2015). Zentraler Bestandteil des Erhebungsinstrumentes sind Item-Batterien zur Messung von Leitbildern mit 4-stufigen Likert-Skalen. Die Items sind inhaltlich überwiegend neu entwickelt worden. Eine Besonderheit liegt in der Befragungstechnik, in der zwei unterschiedliche Ebenen erhoben wurden, um die persönlichen und gesellschaftlich wahrgenommenen Leitbilder zu operationalisieren (vgl. Kapitel 3): Zum einen wurden die Vorstellungen der Befragten selbst erfasst (persönliche Ebene), zum anderen die mutmaßlich in der Gesellschaft verbreiteten Vorstellungen, durch subjektive Einschätzung der Befragten (gesellschaftliche Ebene bzw. Ebene der Allgemeinheit) (Lück et al. 2013). Für die vorliegenden Auswertungen wurden die Fragenkomplexe zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum[9] ausgewertet und multinomiale Regressionsanalysen angewendet, um die Forschungsfragen zu testen. Dieses Verfahren dient zur Schätzung von Gruppenzugehörigkeiten, wenn die abhängige Variable mehr als zwei Ausprägungen hat. Dem Regressionsmodell geht eine explorativ angelegte Korrespondenzanalyse voraus, um zu prüfen, ob und, falls ja, wie die kulturellen Vorstellungen zur Familie nach Parität variieren. In allen multivariaten Analysen werden sämtliche Befragten, die die Kinderwunschparität Zwei[10] aufweisen als Referenzgruppe integriert, um sie den anderen (davon abweichenden) Kinderwunschparitäten gegenüberzustellen. Bei der Operationalisierung der Familiengröße wird nicht nur die realisierte Kinderzahl einbezogen, sondern auch die Fertilitäts-Intention (vgl. Testa 2006; Ruckdeschel 2004). Um die Qualität der Stichprobe hinsichtlich der Verteilung über die Paritäten hinweg beurteilen zu können, wurden die ältesten Frauenjahrgänge von 1976 bis 1978 im Leitbildsurvey mit den amtlichen Daten[11] verglichen (vgl. Tabelle 5, Anhang). Die Verteilung der Paritäten im FLB (2012) für die ältesten verfügbaren Geburtsjahrgänge (N=521) sind denen der amtlichen Daten ähnlich. Es sei jedoch erwähnt, dass die fertile Phase dieser Jahrgänge noch nicht abgeschlossen ist.

6. Ergebnisse

Zunächst wird durch deskriptive Analysen die Verbreitung der Zweikindnorm in Deutschland sowie der Idealvorstellungen zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene dargestellt. Im Anschluss erfolgen multivariate Analysen.

zum Befragungszeitpunkt nicht in der vorgegeben Altersgruppe von 20 bis 39 Jahren lag, so dass zur Auswertung insgesamt 5.000 Interviews vorlagen.

9 Vor die Fragen zum Kinderreichtum wurde eine Frage zur Definition von Kinderreichtum aus Sicht der Befragten vorgeschaltet. Es wurde gefragt: „Ab welcher Anzahl ist eine Familie kinderreich?“. Hierzu konnte sowohl eine genaue Angabe gemacht werden als auch eine Spanne (von …bis …) genannt werden. Familien mit einer durchschnittlichen Kinderzahl von vier wurden von den Befragten als kinderreich definiert.

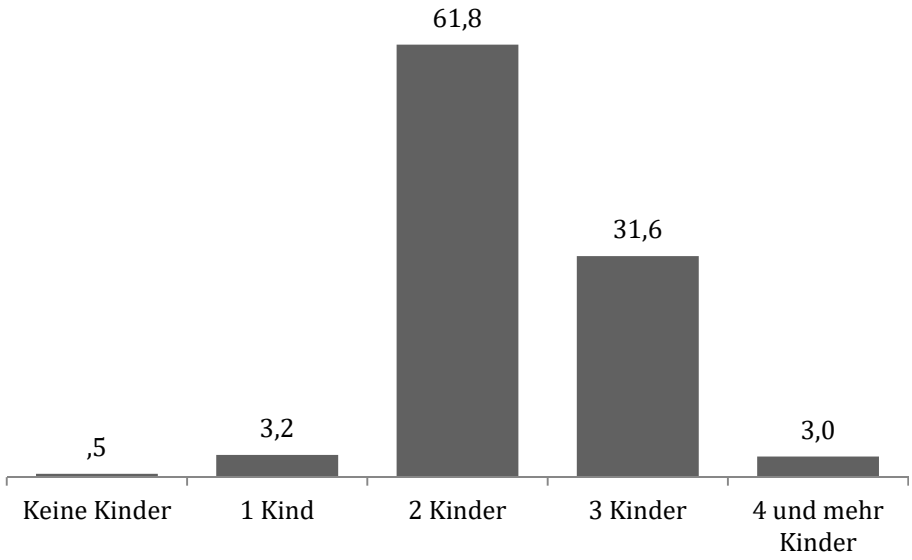
10 Darin sind folgende Personengruppen enthalten: Kinderlose, die sich zwei Kinder wünschen; Personen mit einem Kind, die sich ein weiteres Kind wünschen und Personen, die zwei Kinder haben und sich kein weiteres wünschen.

11 Amtliche Geburtsstatistiken sind nur für Frauen verfügbar.

6.1 Deskriptive Analysen

Im FLB 2012 wurden die Themen Kinderlosigkeit und Kinderreichtum abgefragt, für die im Folgenden die wichtigsten Ergebnisse deskriptiv zusammengefasst werden. Dabei wurde zunächst nach *der idealen Kinderzahl für Familien* in Deutschland gefragt, wobei sowohl eine Zahl als auch eine Spanne[12] genannt werden konnte. Damit gemeint ist, was die Befragten im Durchschnitt für den Gesellschaftszustand hinsichtlich der idealen Familiengröße halten. Hier bestätigt sich (vgl. Abbildung 1), dass die ideale Familiengröße für Familien in Deutschland (vgl. Dorbritz/Naderi 2013) mehrheitlich (62%) bei zwei Kindern gesehen wird (vgl. Dorbritz/Ruckdeschel 2015). Dies wird von den Befragten in der Gesellschaft so wahrgenommen. Weitere knapp 32% sehen drei Kinder als gesellschaftliches Ideal, die anderen Gruppen sind statistisch kaum bedeutsam.

Abbildung 1: Ideale Kinderzahl für Familien in Deutschland

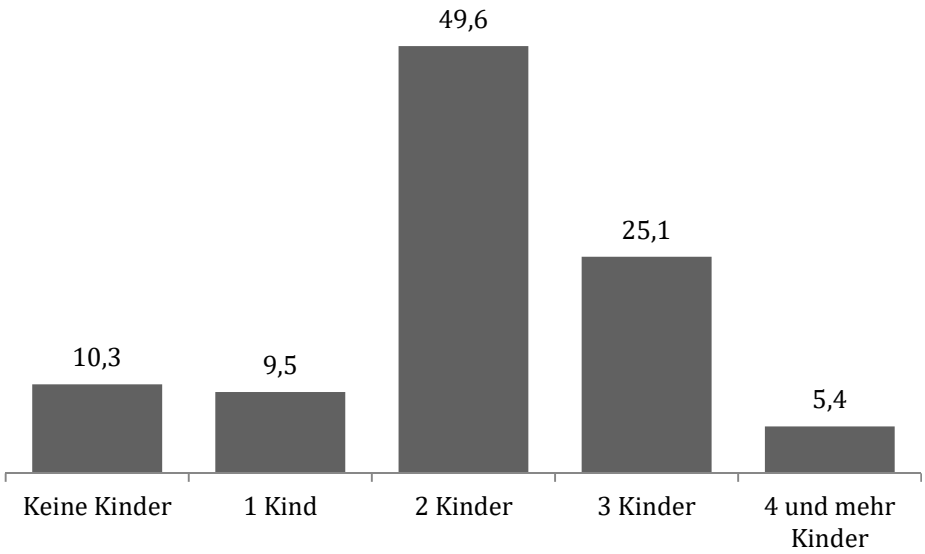


Quelle: FLB (2012), gewichtete Daten, eigene Berechnungen.

Auf der *persönlichen Ebene* zeigt sich ein anderes Bild (vgl. Abbildung 2): Hier wollen ein Zehntel der 20- bis 39-Jährigen keine Kinder, ein weiteres Zehntel ein Kind. Mehr als ein Viertel der Befragten hält mehr als zwei Kinder für ideal.

12 Konkrete Zahl und das Spannenmittel wurden zusammengefasst.

Abbildung 2: Persönliches Leitbild: (Angestrebte) Familiengröße im Sample (in %)



Anzahl der gewünschten und tatsächlichen Kinder (+1 falls schwanger)[13]

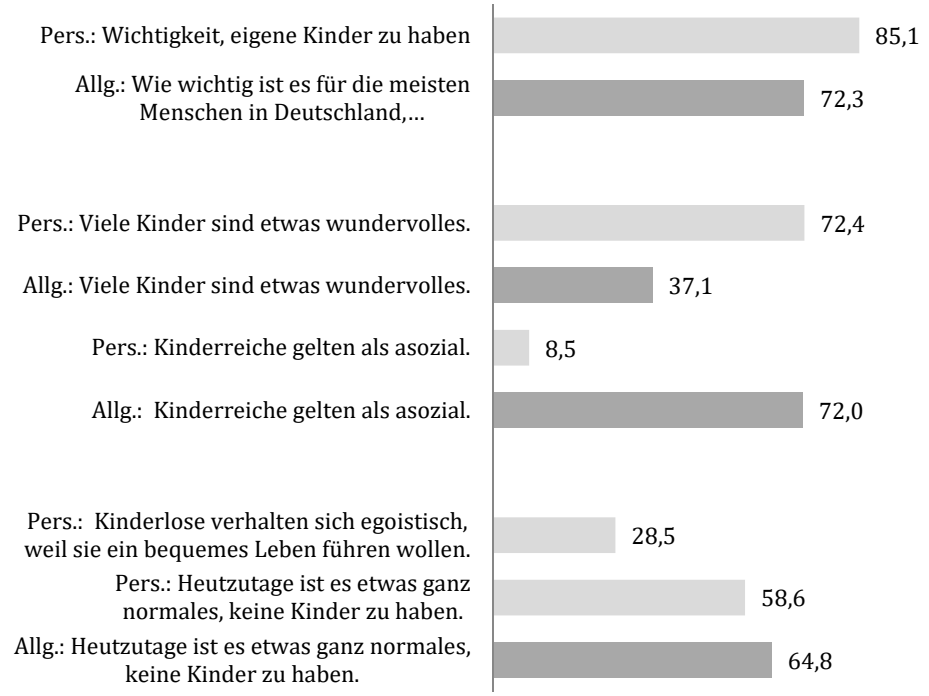
Quelle: FLB (2012), gewichtete Daten, eigene Berechnungen.

Es wird deutlich, dass auf individueller Ebene die Zweikindnorm etwas weniger weit verbreitet ist (49,6%), als sie in Deutschland allgemein für verbreitet gehalten wird (61,8%). Die Daten zeigen außerdem eine hohe Motivation zur Elternschaft (vgl. Abbildung 3). Insgesamt 85% betonen, dass ihnen eigene Kinder wichtig sind. Auf persönlicher Ebene bestätigt sich dies auch bei der Einschätzung von kinderreichen Familien als „wundervoll" (72,4%). Ein anderes Bild zeichnet sich ab, wenn es um kinderreiche Familien in der gesellschaftlichen Wahrnehmung geht, d.h. wie die vermeintliche (subjektiv eingeschätzte) öffentliche Meinung zur Familiengröße aussieht: Nur rund ein Drittel der Befragten hält Kinderreiche für gesellschaftlich anerkannt[14], d.h. die einzelnen Befragten nehmen ein kritisches gesellschaftliches Klima gegenüber Kinderreichen wahr. Im Gegensatz zu Kinderreichtum wird Kinderlosigkeit als gesellschaftlich akzeptiert wahrgenommen. Auf persönlicher Ebene (58,6%) wird Kinderlosigkeit als normal wahrgenommen, ähnlich wird die Meinung der Gesellschaft eingeschätzt (64,8%).

13 Testa (2006) bezeichnet dies als „the ultimately intended number of children".

14 Lediglich 37,1% stimmen zu, dass viele Kinder in der Allgemeinheit als „wundervoll" wahrgenommen werden, 72,0% stimmen zu, dass Kinderreiche allgemein als „asozial" gelten.

Abbildung 3: Zustimmung zu Wichtigkeit von Kindern, Kinderreichtum und Kinderlosigkeit (in %)



Anmerkungen: hellgrau = persönliche Ebene; dunkelgrau = eingeschätzte Meinung der Allgemeinheit.
Quelle: FLB (2012), gewichtete Daten, eigene Berechnungen.

Bemerkenswert ist, dass hierbei weder signifikante regionale noch altersbedingte Unterschiede gefunden wurden (vgl. Dorbritz/Diabaté 2015). Offenbar wird in weiten Teilen der jüngeren Gesellschaft Kinderlosigkeit als selbstverständlicher Bestandteil des Lebens wahrgenommen. Insgesamt verwundert dies nicht, gehört Deutschland doch zu den Ländern Europas, in denen Kinderlosigkeit am weitesten verbreitet ist (Kreyenfeld/Konietzka 2013).

6.2 Multivariate Analysen

Von den Befragten im FLB 2012 wollen und haben zum Befragungszeitpunkt 10,1% keine Kinder, weitere 9,2% wünschen oder haben ein Kind, 50,2% zwei Kinder, 25,1% drei Kinder und 5,5% vier oder mehr Kinder (Verteilung der abhängigen Variable, vgl. Tabelle 4, Anhang). Diese Gruppen werden nachfolgend als Kinderwunschparitäten bezeichnet.

Ziel des Beitrages ist es, Faktoren zu identifizieren, anhand derer sich Personen unterscheiden, die insgesamt[15] keine, ein, zwei, drei, vier oder mehr Kinder haben und/oder

15 Mit „insgesamt" meinen wir den gesamten Kinderwunsch, d.h. Kinder die bereits geboren wurden, zählen dazu.

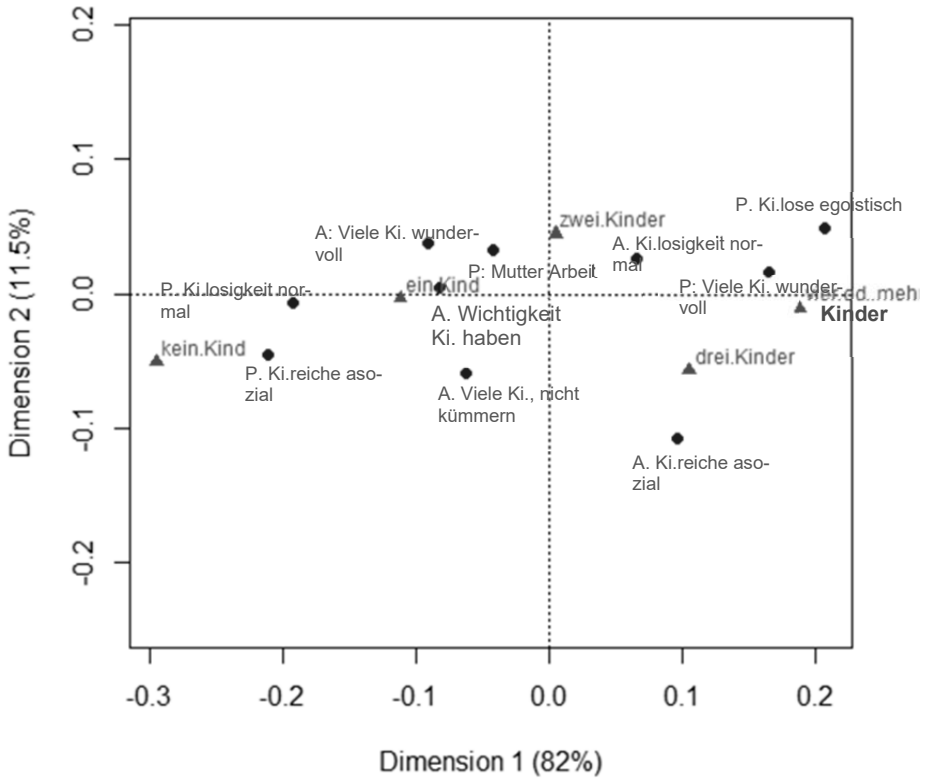
sich wünschen. Unser Schwerpunkt liegt dabei auf Familienleitbildern, konkret auf den Einstellungen zu Kinderlosigkeit, Kinderreichtum und zur Bedeutung von Kindern. Mit Hilfe einer Korrespondenzanalyse (Greenacre 2007; Nenadic/Greenacre 2006) sollten zunächst die Beziehungen zwischen den einzelnen untersuchten Faktoren explorativ untersucht und visualisiert werden. Dabei wurden für die fünf verschiedenen Kinderwunschparitätsgruppen die Verteilungen zu diversen Items in Beziehung gesetzt, die sowohl die Einstellung zu Kinderreichtum als auch zu Kinderlosigkeit widerspiegeln. Diese zentralen unabhängigen Variablen fließen überwiegend auf zwei Ebenen (individuell und Sicht auf Gesellschaft in Deutschland) in die Analysen ein. Die 4-stufige Zustimmungsskala zu den nachfolgenden Items wurde zusammengefasst[16]:

- Leitbilder zum Kinderhaben und zur Mutterschaft
  - Wichtigkeit, Kinder zu haben (allgemeine Ebene)
  - „Eine Mutter sollte einem Beruf nachgehen, um unabhängig vom Mann zu sein.“(persönliche Ebene)
- Leitbilder zur Kinderlosigkeit
  - „Heutzutage ist es etwas ganz normales, keine Kinder zu haben.“ (persönliche und allgemeine Ebene)
  - „Kinderlose verhalten sich egoistisch, weil sie ein bequemes Leben führen wollen.“ (persönliche Ebene)
- Leitbilder zum Kinderreichtum
  - „Viele Kinder sind etwas Wundervolles.“ (persönliche und allgemeine Ebene)
  - „Kinderreiche gelten als asozial.“ (persönliche und allgemeine Ebene)
  - „Wer viele Kinder hat, kann sich um das einzelne Kind nicht mehr richtig kümmern.“ (allgemeine Ebene)

Die Korrespondenzanalyse zeigt bei den fünf Paritätsgruppen eine vierdimensionale Lösung, wobei die erste Dimension (horizontale Achse) bereits 82,0% der Gesamtvarianz und die zweite Dimension lediglich weitere 11,5% (vgl. Abbildung 4) erklärt.

16 „Stimme voll und ganz zu“ und „Stimme eher zu“ wurden als Zustimmung zusammengefasst, als Ablehnung wurden „Stimme eher nicht zu“ und „Stimme überhaupt nicht zu“ kombiniert.

Abbildung 4: Ergebnisgrafik der Korrespondenzanalyse



Quelle: FLB (2012), eigene Berechnungen, gewichtete Daten, R-Paket ‚ca'.

Wir beschränken uns hier deshalb auf die Analyse der ersten Dimension, da sie den Großteil der Varianz erklärt. Sie wird durch die Parität 0, d.h. gewollt Kinderlose und durch die Parität 3, bzw. vor allem 4+, aufgespannt. Es zeigt sich sehr deutlich, dass sich bewusst Kinderlose und Personen, die mindestens drei oder vier Kinder wollen, klar unterscheiden. Bewusst Kinderlose empfinden Kinderlosigkeit persönlich als normal, stehen Kinderreichtum allerdings eher kritisch gegenüber. Auf der anderen Seite stehen Befragte, die sich mindestens drei Kinder wünschen.[17] Diese empfinden viele Kinder als wundervoll und sehen Kinderlose als egoistisch an. Innerhalb der Gesellschaft nehmen sie aber eine negative Diskriminierung kinderreicher Familien wahr. Schließlich bildet das Ergebnis sehr deutlich ab, dass die Zweikindfamilie am häufigsten favorisiert wird und daher als am weitesten verbreitete ideale Familiengröße interpretiert werden kann, d.h. sie bildet das rechnerische und gleichzeitig „normative" Zentrum der Grafik auf der Horizontalen, von der die anderen Paritäten abweichen. Gewünschte Einkindfamilien-Befürworter äh-

17 Gewünschte Drei-Kind-Familien und gewünschte Vier- oder Mehrkinderfamilien sind sich in Bezug auf die von uns untersuchten Aussagen sehr ähnlich.

neln eher bewusst Kinderlosen, allerdings nehmen sie eher die positive gesellschaftliche Bedeutung von Kindern wahr, ebenso wie eine positiv gestimmte allgemeine Meinung zu Kinderreichtum.

In einem weiteren Schritt wurde mittels einer binär-logistischen Regression[18] der Forschungsfrage nachgegangen, wer der Zweikindnorm entspricht. Dafür wurde eine abhängige dichotome Variable gebildet, die aus der Parität Zwei (gewünschte und tatsächliche Kinderzahl) bestand. Die übrigen Paritäten bildeten die Referenzkategorie. Es zeigte sich, dass die einbezogenen unabhängigen Variablen (vgl. identische Items wie in Gesamtmodell, Tabelle 3) kaum zur Varianzaufklärung beitragen konnten[19]. Demnach liegt die Interpretation nahe, dass sich die Personen der Parität Zwei größtenteils nicht signifikant vom Rest abheben – vermutlich weil die Norm der Zweikindfamilie omnipräsent ist.

Um der Frage nachzugehen, wer von dieser Norm abweicht, sollen die mit der Korrespondenzanalyse gefundenen Zusammenhänge im nachfolgenden Modell (vgl. Tabelle 3) im Rahmen einer multinomialen logistischen Regression zusätzlich nach weiteren sozialstrukturellen Faktoren kontrolliert werden (Alter, Geschlecht, Bildung, Auskommen mit Einkommen, Familienstand, Anzahl der Geschwister in Herkunftsfamilie, Wohnort, Gemeindegröße, Migrationshintergrund, Religiosität,). Als abhängige Variable dienen die fünf Paritätsgruppen, wobei, wie bereits erwähnt, die einzelnen Paritäten die angestrebte Kinderzahl darstellen, d.h. sowohl den Kinderwunsch als auch die bereits realisierte Kinderzahl (einschließlich Schwangerschaften) umfassen. Die Referenzkategorie bildet die Gruppe der Personen mit Parität Zwei. Hinsichtlich der Aussagekraft des Modells muss erwähnt werden, dass die fertile Phase der Befragten noch nicht abgeschlossen ist und sich deshalb angestrebte und letztlich erreichte Parität nicht unbedingt decken müssen. Für diesen Sachverhalt hat sich in der Demografie das als „intended family size“ bezeichnete Maß etabliert (vgl. Sobotka 2009: 395). Es besteht aus „(…) a combination of responses about the number of children ever born and about the additionally desired number of children”. Ähnlich dazu bezeichnet A.C. Liefbroer (2009: 371) dies als *family size intentions* und operationalisiert sie als „(…)the sum of the current family size and the additionally intended number of children.” Bei der Ergebnisinterpretation muss daher immer berücksichtigt werden, dass es sich sowohl um die gewünschte als auch um die tatsächliche Familiengröße handeln kann, was jedoch wegen der Gewährleistung des Leseflusses nicht immer differenziert beschrieben wird. Da es in diesem Beitrag um die Untersuchung der Einflussfaktoren auf die angestrebte und (zum Teil oder schon vollständig) realisierte Familiengröße von jungen Erwachsenen geht, müssen diese beiden Dimensionen aus Wunsch und Wirklichkeit in einer abhängigen Variablen kombiniert betrachtet werden. Dabei ist es unerheblich, ob die angestrebte Familiengröße bereits erreicht wurde oder nicht.

Das berechnete Gesamtmodell weist rund 29% Varianzaufklärung auf (vgl. Tabelle 3). Außerdem zeigt sich, dass sowohl die sozialstrukturellen als auch die Leitbildbezogenen Aspekte gleichermaßen bedeutsam sind, um die Abweichung von der Zweikindnorm erklären zu können. Dargestellt werden nachfolgend die Ergebnisse des Gesamtmodells, d.h. die einbezogenen Faktoren werden jeweils kontrolliert nach den restli-

18 Das Modell ist auf Nachfrage bei den Autorinnen verfügbar.

19 Die erklärte Gesamtvarianz des Modells lag bei 6% (Nagelkerkes R^2).

chen Modellvariablen. Dabei werden abschnittsweise sowohl die sozialstrukturellen als auch die kulturellen Faktoren im Kontext der einzelnen Paritäten beschrieben.

6.2.1 Welche Gruppen weichen nach unten von der Zweikindnorm ab?

Sozialstrukturelle Faktoren und Kinderlosigkeit
Das Risiko, kinderlos zu sein bzw. keine Kinder zu wollen, haben – kontrolliert nach den Leitbildvariablen – signifikant häufiger *30- bis 39-Jährige* und *Ledige.* Hier stellt sich die Frage, ob sich der Wunsch nach Kinderlosigkeit im Laufe des Lebens aufgrund der Umstände, z.B. des fehlenden Partners verfestigt hat oder ob er die Ursache für den aktuellen Lebensstil darstellt. Zu diesem Ergebnis passt auch, dass eher Großstädter kinderlos bleiben wollen, da sich der kinderlose und eventuell partnerlose Lebensstil eher in Großstädten findet. Die Erfahrungen in der Herkunftsfamilie spielen zudem eine Rolle: Befragte, die selbst mit einem Bruder oder einer Schwester aufgewachsen sind, haben im Erwachsenenalter ein signifikant niedrigeres Risiko, selbst keine Kinder zu wollen bzw. zu haben. Darüber hinaus ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass Personen aus *Westdeutschland* in die Gruppe der Kinderlosen gehören, da Kinderlosigkeit in den neuen Bundesländern immer noch signifikant seltener zu finden ist als in den alten (Dorbritz/Ruckdeschel 2013: 256). Erstaunlicher ist, dass seltener „stark" religiöse Personen, als vielmehr diejenigen, die sich als „mittel" religiös einstufen, signifikant seltener kein Kind wollen als Nicht-Religiöse. Eine als mittel eingestufte Religiosität hängt offenbar stärker mit der Zweikindnorm zusammen. Keine oder schwache auf der einen Seite, sowie starke Religiosität auf der anderen Seite, hingegen hängen mit einer niedrigen oder aber hohen Kinderwunschparität zusammen.

Leitbildbezogene Faktoren und Kinderlosigkeit
Die Vorstellungen zur Familie haben neben den sozialstrukturellen Faktoren eine wichtige zusätzliche Erklärungskraft. Zunächst ist festzustellen, dass die Vorstellungen zum Kinderreichtum und zur Kinderlosigkeit bedeutsam sind. Auf individueller Ebene bestätigen sich die Ergebnisse der Korrespondenzanalyse. Eine geringe persönliche Zustimmung dazu, dass viele Kinder etwas Wundervolles sind, ist stark mit Kinderlosigkeit assoziiert. Hinsichtlich der persönlich wahrgenommenen Stigmatisierung von Kinderreichen als „asozial" gibt es ebenfalls einen signifikanten Zusammenhang mit Kinderlosigkeit. Dazu ist konsistent, dass Kinderlose Kinderlosigkeit persönlich häufiger als „normal" einstufen. Auch betrachten sich Kinderlose selbst seltener als egoistisch. In der Allgemeinheit nehmen Kinderlose häufiger eine Zustimmung dazu wahr, dass viele Kinder etwas Wundervolles sind und dass es wichtig ist, eigene Kinder zu haben. Hier steht das gesellschaftlich beobachtete Stimmungsbild gegenüber Kinderreichtum dem individuellen kontrastierend gegenüber. Diese Reibungsstelle zwischen Individuum und Gesellschaft könnte auf Spannungen und Unverständnis bzw. soziale Sanktionierung hinweisen. Bestärkt wird diese Einschätzung bei der Zustimmung zur Aussage, dass es heutzutage ganz normal sei, keine Kinder zu haben. Kinderlose sehen in der Gesellschaft seltener, dass Kinderlosigkeit als etwas „Normales" angesehen wird. Demnach machen sie die Erfahrung, dass sie von einer Norm abweichen.

Tabelle 3: Gesamtmodell zur Abweichung von der Zweikindfamilie - Multinomial logistische Regression (Referenzkategorie AV: Zweikindfamilie ist gewünscht oder bereits (teilweise) realisiert)

Dimension	Merkmal	0 Kind Exp (B)	1 Kind Exp (B)	3 Kinder Exp (B)	4+ Kinder Exp (B)
Sozialstrukturelle Merkmale					
Geschlecht (Ref. Weiblich)	männlich	1,206	0,540***	0,854*	0,737†
Alter (Ref. 30-39)	20-29	0,637***	0,496***	1,242*	1,076
Bildung (Ref. Mittel)	Niedrig (1-2)	1,167	0,913	1,277	1,807*
	Hoch (5b-6)	0,782†	0,798†	1,299***	0,941
subj. Eink. (Ref. Gut)	schlecht/einigermaßen	1,156	1,272*	0,905	1,448*
Familienstand	ledig	2,831**	0,568**	0,700†	0,257***
(Ref. geschieden, verheiratet und getrennt lebend, verwitwet)	verheiratet	0,700	0,602*	0,681*	0,539*
Gemeindegröße	Land	1,117	0,864	1,061	0,989
(Ref. mittelgroße Stadt)	Großstadt/Metropole	1,456**	0,808	1,316**	0,983
Wohnort (Ref. Ostdeutschland (+Berlin))	Westdeutschland	1,923***	0,858	1,050	1,021
Migrationshintergrund (Ref. nein)	ja	1,069	0,979	1,107	1,112
Geschwister	1	0,724*	0,552***	1,081	1,001
(Ref. keine Geschwister)	2	0,943	0,681*	1,723***	2,448**
	3 oder mehr	1,202	0,747	1,887***	3,421***
Religion					
Selbsteinschätzung der Religiosität	(stark) religiös	0,696†	0,588**	1,338**	2,394***
(Ref. wenig/nicht religiös)	mittel	0,501***	0,650***	1,018	0,889
Leitbild-Aspekte: Individuelle Ebene					
Pers.: Mutter soll arbeiten	Zustimmung	0,933	1,292†	0,848†	0,774
Pers.: Viele Kinder wundervoll	Zustimmung	0,345***	0,562***	2,139***	7,604***
Pers.: Kinderreiche asozial	Zustimmung	1,385†	1,181	1,234	1,080
Pers.: Kinderlos normal	Zustimmung	4,838***	1,551***	0,808**	0,620**
Pers.: Kinderlose egoistisch	Zustimmung	0,676**	0,831	1,108	1,190
Leitbild-Aspekte: Gesellschaftlich wahrgenommene Ebene					
Allg.: Viele Kinder wundervoll	Zustimmung	1,305*	1,332*	0,880	0,843
Allg.: Kinderlos normal	Zustimmung	0,567***	0,738**	1,093	1,391†
Allg.: Kinderreiche asozial	Zustimmung	0,926	1,109	1,203†	0,955
Allg.: Wer viele Kinder hat, kann sich ums einzelne schlecht kümmern.	Zustimmung	1,573***	1,042	1,166†	1,099
Allg.: Wichtigkeit Kinder zu haben.	(sehr) wichtig	2,950***	0,815†	0,955	0,695*
Modellgüte	Nagelkerke	0,291			
	-2 Log-Likelihood	10691,175			
	N Gruppen	472	460	1.176	226
	N gesamt	4.697			

Anmerkung: *** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10. Pers.: Persönliche Sicht; Allg.: Wahrgenommene Sicht in der Gesellschaft. =Referenzkategorie ist generell immer die zusammengefasste Ablehnung, Ref.-Gruppe 2-Kind: N=2.363.

Quelle: (FLB 2012), gewichtete Daten, eigene Berechnungen,

Auffallend ist, dass gerade Kinderlose am ehesten dazu neigen, in der Allgemeinheit wahrzunehmen, dass Kinderreiche nicht genug Zeit haben, sich um das einzelne Kind zu

kümmern (vgl. „Leitbild der risikovermeidenden Kinderlosigkeit“[20] bei Dorbritz und Diabaté 2015). Offenbar wird ein hoher sozialer Druck in der Öffentlichkeit empfunden, dass Kinder eine sehr anspruchsvolle und umfassende Betreuung benötigen, die ab einer Kinderzahl von mehr als zwei Kindern als nicht mehr gewährleistet eingestuft wird. Hier spielt das dominierende *Leitbild der Verantworteten Elternschaft* (Ruckdeschel 2015) mit hinein, welches besagt, dass Kinder eine sehr verantwortungsvolle, kostspielige und komplexe Lebensaufgabe darstellen, bei der man viele Fehler machen könne. Dieses gesellschaftliche Klima wirkt möglicherweise hemmend auf die Kinderwünsche von jungen Erwachsenen, die Opportunitätskosten erscheinen angesichts dieser „Mammutaufgabe“ der Familiengründung als zu groß.

Sozialstrukturelle Faktoren und Einkindfamilie

Die Ein-Kind-Familie wird häufig als die ideale Vereinbarkeitsform von Familie und Beruf gesehen, da sich der Organisationsaufwand mit einem Kind in Grenzen hält, ohne dass man ganz auf eigene Kinder verzichten muss (s. Forschungsstand). Insofern passt es, dass Männer seltener als Frauen eine Einkindfamilie wollen bzw. haben, da Männer ihre Opportunitätskosten im Falle einer Familiengründung als wesentlich geringer einschätzen, was sicherlich u.a. an der noch stark vorherrschenden, weiblich konnotierten Fürsorgearbeit liegt. Ähnliches gilt für die 20- bis 29-Jährigen, die eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, in die Gruppe der Ein-Kind-Befürworter zu gehören. Die Einschätzung der eigenen Haushaltslage hängt ebenfalls mit dem Leitbild der idealen Familiengröße zusammen: Personen, die angeben, dass sie schlecht oder einigermaßen mit ihrem Einkommen zurechtkommen, wollen oder haben etwas häufiger ein Kind statt mehrerer Kinder. Vermutlich antizipieren sie die Kosten jedes weiteren Kindes und sehen mit einem einzelnen Kind neben der besseren Vereinbarkeit auch die Finanzen als besser kontrollierbar an. Demnach ist finanzielle Sicherheit ein wichtiges Kriterium für die Familienerweiterung. Ledige und Verheiratete sind seltener Befürworter oder Realisatoren von Ein-Kind-Familien. Schließlich spielt die Herkunftsfamilie auch hier eine große Rolle: Wenn man selbst mit ein oder zwei Geschwistern aufgewachsen ist, dann bevorzugt man signifikant seltener im Erwachsenenalter eine Ein-Kind-Familie. Ebenso prägen religiöse Werte, die – wie bei den Kinderlosen – auch dazu führen, dass mittel bis stark religiöse Personen seltener zur Ein-Kind-Familie tendieren.

Leitbildbezogene Faktoren und Einkindfamilie

Betrachtet man die Berufsorientierung von Frauen, so steht das Leitbild der unabhängigen erwerbstätigen Mutter im Einklang mit einer statistischen Häufung in Richtung Ein-Kind-Familie. Die Familie erscheint bedeutsam, groß sollte sie aus Sicht dieser Gruppe von Befragten aus Vereinbarkeitsgründen aber nicht sein. Diese Gruppe lehnt, ähnlich wie die Kinderlosen, die positive Haltung zum Kinderreichtum ab. Zudem besteht ein Zusammenhang zwischen der als normal empfundenen Kinderlosigkeit und der eigenen (angestrebten) Familiengröße von einem Kind. Die Befragten, die sich am Leitbild der Ein-Kind-Familie orientieren, sehen Kinderreichtum innerhalb der Gesellschaft als signifikant

20 Es beinhaltet vor allem Ängste gegenüber der Zukunft und gegenüber der Verantwortung und generell gegenüber der Belastung, die ein Kind im Alltag bedeutet.

häufiger positiv bewertet an. Kinderlosigkeit wird aus ihrer Sicht in der Allgemeinheit selten als „normal“ bewertet.

6.2.2 Welche Gruppen weichen nach oben von der Zweikindnorm ab?

Sozialstrukturelle Faktoren und Mehrkindfamilie
Zunächst wird deutlich, dass der Übergang zur Mehrkindfamilie teilweise auch mit sozialstrukturellen Faktoren zusammenhängt. Kontrolliert nach Leitbildvariablen spielen zusätzlich Religiosität und Herkunft, sowie auch generell familienorientierte Einstellungen eine wesentliche Rolle. Einen leicht negativen Zusammenhang gibt es zwischen einem formal mittleren Bildungsabschluss und der Mehrkindfamilie. Besonders stark ist hierbei der Einfluss der Herkunftsfamilie: Befragte, die selbst zwei, drei oder mehr Geschwister haben, wünschen sich oder haben signifikant häufiger kinderreiche Familien. Während die Ergebnisse für Parität Drei und Vier oder mehr Kinder im Wesentlichen gleich sind und im Folgenden auch nicht weiter getrennt dargestellt werden, zeigt sich doch ein bedeutender Unterschied: Während die Drei-Kind-Familie mit hoher Bildung assoziiert ist, fällt bei vier und mehr Kindern eher ein schlechtes Zurechtkommen mit dem Einkommen ins Gewicht. Zwischen diesen beiden Familienformen scheint es eine Art qualitativen Sprung zu geben. Die Drei-Kind-Familie bei Hochgebildeten kann nach Huinink (1995) so interpretiert werden, dass, wenn aufgrund einer hohen Familienorientierung schon hohe Opportunitätskosten in Kauf genommen werden, dann auch diese Option völlig ausgeschöpft werden soll. Dies spricht dann durchaus für ein drittes Kind. Ein viertes oder weiteres Kind hingegen ist nur noch vorhanden bzw. wird nur noch gewünscht aufgrund einer hohen Familienorientierung, unabhängig von der finanziellen Lage, die möglicherweise gerade wegen einer höheren Kinderzahl eher schlecht ist. Eindeutig wichtiger erscheint der Kontext von subjektiver Religiosität und der eigenen (angestrebten) Familiengröße: Nicht bis mittel Religiöse haben ein wesentlich höheres Risiko, nicht die Mehrkindfamilie zu präferieren.

Leitbildbezogene Faktoren und Mehrkindfamilie
Das Modell zeigt eine generell positive Haltung gegenüber Kinderreichtum, in der vorbehaltlos der Aussage zugestimmt wird, dass viele Kinder etwas Wundervolles sind. Dementsprechend abgelehnt wird die Kinderlosigkeit. Gegenüber den anderen beiden Gruppen (Kinderlos, Einkind) zeigen sich hier zudem wieder Reibungspunkte mit dem gesellschaftlichen Klima: Kinderreichtumsbefürworter nehmen wahr, dass die Allgemeinheit in Deutschland Kinderlosigkeit als etwas Normales ansieht. Damit wird indirekt zum Ausdruck gebracht, dass sich hier ein Spannungsfeld befindet: Individuelle Normalitätsvorstellungen von Kinderreichtum und gesellschaftliche Akzeptanz von Kinderlosigkeit prallen aufeinander. Zudem hängt eine geringe Berufsorientierung von Müttern mit gewünschtem bzw. tatsächlichem Kinderreichtum zusammen. Personen mit drei und mehr Kindern haben, trotz Kontrolle des Geschlechts, eine signifikant höhere Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht arbeiten. Dahinter steckt entweder eine geringere Berufsorientierung oder aber auch ein Mangel an (finanzierbaren) Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Verschiedene Studien bestätigen, dass es zumindest eine Verbindung zwischen stärkerer Familienfokussierung und Kinderreichtum gibt (siehe oben). Personen, die sich Großfamilien wünschen, oder solche, die selbst eine haben, nehmen etwas häufiger auch Stigmatisierungen in der Allgemeinheit

wahr. Gleichzeitig empfinden sie auch etwas häufiger, dass im Gegensatz zu ihnen selbst, die Mehrheit mutmaßlich Kinderlosigkeit als „normal“ bewertet.

Insgesamt ist festzustellen, dass die Gemeindegröße und der Migrationshintergrund in keinem (auch nicht schwach signifikanten) Zusammenhang mit der angestrebten Familiengröße stehen. Bei beiden Aspekten hätte vermutet werden können, dass sie (Wohnort, Land und vorhandener Migrationshintergrund) mit einer Kinderwunschparität von mehr als zwei Kindern statistisch assoziiert sind. Angesichts der kontrollierten Faktoren im Modell sind diese Effekte jedoch nicht relevant.

7. Zusammenfassung und Diskussion

Im Mittelpunkt dieses Beitrags stand die Abweichung von der Zweikindnorm, die als gesellschaftlicher Mainstream das Fertilitätsgeschehen in Deutschland prägt. Dabei kann, zumindest teilweise, mit der Abweichung auch eruiert werden, wer die Zweikindnorm prägt (vgl. Forschungsfrage1): Es sind Personen aus allen sozialen Gruppen. Es gibt kein spezifisches Milieu, sondern die Zweikindnorm hat alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrungen.

Zur *zweiten* und *dritten* Frage, wer eigentlich von der Zweikindnorm abweicht und welche Faktoren dazu beitragen, zeigt ein kurzer Überblick zu den wichtigsten *strukturellen* Faktoren, dass Männer wesentlich seltener von der Zweikindnorm abweichen als Frauen, ebenso Verheiratete. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass gerade diese Gruppen die Norm mitprägen. Mehr Kinder wünschen sich dagegen vor allem Jüngere und Hochgebildete, während Ledige und Westdeutsche nach unten hin abweichen. Wie erwartet prägt die eigene familiäre Sozialisation auch den Kinderwunsch, insofern als Menschen, die mit Geschwistern aufgewachsen sind, größere Familien bevorzugen. Schließlich wirkt eine starke Religiosität ebenfalls in der erwarteten Richtung, d.h. begünstigt größere Familien, eine geringe oder nicht vorhandene Religiosität hingegen führt zur Bevorzugung von Kinderlosigkeit oder Einkindfamilien. Was die *kulturellen* Faktoren, d.h. *persönliche Leitbilder* betrifft, so korrelieren sie stark mit dem genannten Kinderwunsch: Wer viele Kinder wundervoll findet, möchte meist auch mehr Kinder und empfindet Kinderlosigkeit als nicht „normal“. Personen, die kinderlos bleiben wollen, halten im Gegenzug Kinderlosigkeit für „normal“, stimmen aber der positiven Aussage zu Mehrkindfamilien nicht zu. Wer nur ein Kind möchte, ähnelt dabei stark den gewünscht Kinderlosen.

Hinsichtlich der *vierten* Frage, wo sich die Abweichler von der Zweikindnorm innerhalb der Gesellschaft sehen, nimmt diese soziale Gruppe die gesellschaftlichen Leitbilder als entgegengesetzt zu ihren eigenen wahr. Dies zeigt sich bei Kinderlosen und dem von ihnen wahrgenommenen Leitbild innerhalb der Allgemeinheit: Hier stößt die persönlich als „normal“ empfundene Kinderlosigkeit auf die wahrgenommene Ablehnung derselben in der Gesellschaft. Entgegen der Annahme der sich ausbreitenden „Kultur der Kinderlosigkeit“ zeigen die Daten, dass Kinderlosigkeit nicht ganz so oft als gesellschaftlich „normal“ bewertet wahrgenommen wird. Die Trennlinie verläuft offenbar direkt unter der Zweikindnorm. Die Abweichung nach unten, sei es durch Kinderlosigkeit oder durch die Einkindfamilie charakterisiert, werden auch von der Gesellschaft, so wird es individuell wahrgenommen, als Normabweichung sanktioniert. Auch umgekehrt empfinden Personen

mit einem Mehrkind-Familienleitbild ihre Lebensart bzw. ihre Vorstellung als Normabweichung. Ursächlich hierfür sind selbst erlebte oder beobachtete Ablehnungs- bzw. sogar Diskriminierungserfahrungen von kinderreichen Familien. Zusätzlich könnte auch das Leitbild der verantworteten Elternschaft bedeutsam sein (Ruckdeschel 2015): Es erhöht die Opportunitätskosten für Elternschaft, leistet einer Ablehnung von externer Kinderbetreuung Vorschub, und könnte dadurch die Ablehnung von Kinderreichtum begünstigen.

Ein wesentlicher Befund ist, dass es einen starken Zusammenhang zwischen kulturellen Idealvorstellungen und der (angestrebten) Familiengröße gibt, besonders deutlich wird dies hinsichtlich der Kinderlosigkeit und des Kinderreichtums, die paritätsspezifisch variieren. Persönliche Leitbilder erscheinen potentiell handlungsrelevant und die einzelnen Übergänge zwischen den Paritäten sind durch unterschiedliche kulturelle Vorstellungen teilweise erklärbar. Unklar bleibt, welche Wechselwirkungen zwischen Individuen und dem wahrgenommenen gesellschaftlichen Klima, manifestiert durch die wahrgenommenen Leitbilder in der Öffentlichkeit, bestehen. Dies ist verknüpft mit der Limitation des Datenmaterials: Die Stärke der Handlungsrelevanz und Aussagen über Kausalität und Stabilität von persönlichen und gesellschaftlich wahrgenommenen Leitbildern kann lediglich mit Längsschnittanalysen untersucht werden.

Eine weitere zentrale Erkenntnis ist, dass gesellschaftliche Leitbilder auf *Reibungsstellen zwischen Individuen und Allgemeinheit* hinweisen: Diese sind bei den Kinderlosen am stärksten ausgeprägt. Offenbar ist die Toleranz für kinderlose Lebensformen vermeintlich (basierend auf der subjektiven Einschätzung der Gesellschaft) weniger stark ausgeprägt als bisher angenommen. Innerhalb des wahrgenommenen gesellschaftlichen Klimas bestehen Leitbilder zur Familiengröße, die subtil auf die Normalitätsvorstellungen des Einzelnen einwirken. Sichtbar werden sie erst, wenn das persönliche Leitbild nicht dem wahrgenommenen gesellschaftlichen entspricht. Die „Abweichler" von der Zweikindnorm nehmen in der Gesellschaft Sanktionen wahr, vermutlich weil sie durch ihre Art zu denken oder zu leben häufiger einen Rechtfertigungsbedarf haben: Kinderlosigkeit, Einzelkinder und auch kinderreiche Familien werden überwiegend als nicht „ideal" bewertet. Bei der Interpretation einiger Diskrepanzen spielen u.a. auch Altersunterschiede zwischen den Befragten und den älteren nicht befragten Personen aus dem sozialen Umfeld eine Rolle: Vergleichende Sekundäranalysen mit Daten der European Values Study (EVS), des Internatiomal Social Survey Programme (ISSP), des Generations and Gender Programme (GGP) und der Population Policy Acceptence Study/DIALOG (PPAS/DIALOG) haben gezeigt (Junck/Lück 2015), dass die wahrgenommene öffentliche Meinung der jüngeren Erwachsenen teilweise auch auf den deutlich konservativeren Werthaltungen der über 40-Jährigen basieren könnte. Weitere bedeutsame Bezugsgrößen, die das wahrgenommene gesellschaftliche Klima aus Sicht der jüngeren Befragten mitprägen, sind vermutlich innerhalb der Medien, der Kirchen und der Politik zu suchen, die zu einer Überbetonung bestimmter tradierter Leitbilder beitragen können.

Die Ergebnisse weisen zudem auf *potentielle politische Handlungsfelder* hin: Kinderreiche Familien bedürfen in besonderer Weise ökonomischer und auch sozialer Unterstützung, ihre Entstigmatisierung ist sowohl eine politische als auch gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Gleichzeitig zeigt die Gruppe der Kinderlosen, dass hier möglicherweise überfrachtete Elternleitbilder eine gewisse Skepsis gegenüber einer Familiengründung erzeugen (Kinderlose nehmen in der Gesellschaft signifikant häufiger folgendes Bild wahr:

Wer viele Kinder hat, kann sich ums einzelne nicht mehr richtig kümmern.). Hier kann die Politik einen Beitrag leisten, indem sie kulturelle und strukturelle Barrieren (noch mehr als bisher) abbauen hilft, damit Kinderwünsche realisierbarer erscheinen. Jenseits dessen ist vielleicht auch gerade die Kinderlosigkeit – eine Facette der Lebensvielfalt – als eine familienpolitische Aufgabe zu betrachten. Kinderlose Paare werden, so zeigt es der Leitbildsurvey, von einer Mehrheit der jungen Erwachsenen ebenfalls als Familie definiert. Gewollte Kinderlosigkeit, wenngleich sie selten vorkommt (nach FLB 2012: ein Zehntel) und auch im Lebensverlauf temporär sein kann, ist eine soziale Errungenschaft von spätmodernen Gesellschaften; die Familienplanung und auch ein optimales Geburtentiming sind Folgen der medizinischen und gesellschaftlichen Weiterentwicklung: Dies verschafft insbesondere Frauen mehr Freiheit, weil die Familiengründung zu einer Option geworden ist und planbarer wird. Kinderlose vom gesellschaftlichen Stigma einer „defizitären" Lebensform zu befreien und ihre gesellschaftlichen Potentiale und auch individuellen Wünsche noch stärker zu berücksichtigen, könnte ebenfalls ein Ziel familienpolitischen Handelns im Sinne der Förderung von Wahlfreiheit sein. Hierdurch könnte die Toleranz für die Vielfalt der familialen Lebensformen in Deutschland gestärkt werden.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass Leitbilder neben sozialstrukturellen Faktoren tatsächlich einen zusätzlichen Erklärungsbeitrag für das Verständnis der (angestrebten) Familiengröße von jungen Menschen in der reproduktiven Phase leisten. Insgesamt reichen ökonomisch-strukturelle Faktoren nicht aus, um den Kinderwunsch zu erklären. Kulturelle Leitbilder zur Familiengröße bieten einen Mehrwert und können sogar, wie im Falle der Personen, die sich vier und mehr Kinder wünschen bzw. haben, alles andere in den Schatten stellen. Dadurch, dass die Familiengröße aufgrund der seit den 1960er Jahren zuverlässigeren Kontrazeption und fortschreitenden Reproduktionsmedizin zu einer mehr oder weniger wählbaren Größe geworden ist, haben sich in Deutschland jenseits der am weitesten verbreiteten Zweikindnorm kleinere kulturelle Familienmilieus[21] der kinderlosen Partnerfamilie, der Einkindfamilie und der Mehrkindfamilien herauskristallisiert.

Danksagung

Wir danken unseren anonymen Gutachterinnen bzw. Gutachtern sowie dem BiB-Forschungsbereich „Familie und Fertilität", namentlich Martin Bujard, Detlev Lück und Samira Beringer, für die konstruktive Kritik und hilfreichen Diskussionen.

Literatur

Allmendinger, J. & Hinz, T. (1998). Frauen, Alleinerziehende und kinderreiche Familien. In: Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.), *Familie, Frauen und Gesundheit. Material- und Analyseband zur sozialen Lage in Bayern.* München: Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, S. 433-458.

Bachrach, C. A. & Morgan, S. P. (2013). A cognitive-social model of fertility intentions. *Population and Development Review, 39, 3*, S. 459-485.

21 Der Familienbegriff, wie wir ihn hier verwenden, bezieht sich auf Schneider (2008: 12): Grundlage ist das Vorliegen einer exklusiven Solidarbeziehung, die auf Dauer angelegt ist.

Bien, W. & Marbach, J. (2007). *Mehrkindfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey – Wellen 1988, 1994 und 2004*. München (Unveröffentlichtes Gutachten).

Bierschock, K. P. (2010). *Kinderreiche Familien – ein Überblick*. http://www.familienhandbuch.de/familienleben/familienformen/zwillinge/kinderreichefamilieneinueberblick.php [Stand: 2016-06-07].

Blume, M., Ramsel, C. & Graupner, S. (2006): Religiosität als demographischer Faktor – Ein unterschätzter Zusammenhang? *Marburg Journal of Religion, 11, 1*, S. 1-24.

BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.) (2007). *Monitor Familienforschung 10. Kinderreichtum in Deutschland.* Berlin: BMFSFJ.

Bruchholz, R., Fügemann, C. & Minsel, W.-R. (2002). Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine Befragung von Müttern zu Motivation, Veränderungen, Anforderungen und Bewältigung. *systhema, 16, 1*, S. 42-49.

Bujard, M. & Dorbritz, J. (Hrsg.) (2015). Kinderlosigkeit und Kinderreichtum in Deutschland. Analysen mit Daten des Mikrozensus 2012. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research (Schwerpunktthemenheft), 27, 3.*

Bujard, M. & Lück, D. (2015). Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Gründe und Daten für eine paritätsspezifische Fertilitätsforschung. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research (Schwerpunktthemenheft), 27,* 3, S. 255-269.

Bujard, M. & Sulak, H. (2016). Mehr Kinderlose oder weniger Kinderreiche? Eine Dekomposition der demografischen Treiber in unterschiedlichen Phasen des Geburtenrückgangs in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 68, 3*.

Burkart, G. S. (2007). Eine Kultur des Zweifels: Kinderlosigkeit und die Zukunft der Familie. In: Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.401-420.

Diabaté, S. & Lück, D. (2014). Familienleitbilder. Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research, 26 , 1*, S. 49-69.

Diabaté, S., Ruckdeschel, K., Dorbritz, J. & Lux, L. (2015). Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben.* Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 171-190.

Dorbritz, J. & Naderi, R. (2013). Trendwende beim Kinderwunsch? *Bevölkerungsforschung Aktuell, 34,4*, S. 2-7.

Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2013). Kinderlosigkeit – differenzierte Analysen und europäische Vergleiche. In: Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.253-278 (2. Auflage).

Dorbritz, J. & Diabaté, S. (2015). Leitbild und Kinderlosigkeit: Kulturelle Vorstellungen zum Leben ohne Kinder. In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 113-132.

Dorbritz, J. & Ruckdeschel, K. (2015): Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und der Familienerweiterung. In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48), S. 133-154.

Dorbritz, J., Panova, R. & Passet-Wittig, J. (2015). *Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit.* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 2/2015).

Durkheim, É. (1984). *Die Regeln der soziologischen Methode.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eckhard, J. (2014). Theoretische Erklärungen der zunehmenden Kinderlosigkeit – Divergierende Ansätze und das Integrationspotenzial der Frame-Selektions-Theorie. *Comparative Population Studies, 39, 1*, S. 23-48.

Eggen, B. (2014). Kinderreiche Familien: Ein Weg durch die Zeiten. In: Thiede, R. (Hrsg.), *Kinderglück. Leben in großen Familien*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe, Band 1448).

Eggen, B. & Rupp, M. (Hrsg.) (2006). *Kinderreiche Familien.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Eggen, B. & Leschhorn, H. (2004). Kinderreiche Familien und ihre Haushaltsformen. *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg, 5*, S. 18-21.

Frejka, T., Sobotka, T., Hoem, J. M. & Toulemon, L. (2008). Childbearing trends and policies in Europe. *Demographic Research, 19 (Special Collection 7).*

Goldstein, J. & Kreyenfeld, M. (2011). Has East Germany overtaken West Germany? Recent trends in order-specific fertility. *Population and Development Review 37, 3*, S. 453-472.

Goldstein, J., W. Lutz; Testa, M.R. (2003): The emergence of sub-replacement family size ideals in Europe. in: *Population Research and Policy Review, 22,* 5-6, S. 479-496.

Gray, E. & Evans, A. (2004). *Sex composition of children as a determinant of parity progression.* Camberra: Australian National University (Negotiating the Life Course Discussion Paper Series, Discussion Paper DP-018).

Greenacre, M. J. (2007). *Correspondence analysis in practice*. Boca Raton: Chapman & Hall/CRC (2nd edition).

Hagewen, K. J. & Morgan, S. P. (2005). Intended and ideal family size in the United States. *Population and Development Review 31, 3*, S. 507-527.

Hakim, C. (2000). Work-lifestyle choices in the 21st century: Preference theory. Oxford: University Press.

Hakim, C. (2002). Lifestyle preferences as determinants of women's differentiated labour market careers. *Work and Occupations, 29*, S. 428-459.

Hank, K. & Kohler, H.-P. (2000). Gender preferences for children in Europe: Empirical results from 17 FFS countries. In: Demographic Research 2, 1. http://www.demographic-research.org/volumes/vol2/1/.

Hank, K & Kohler, H.-P. (2003). Sex preferences for children revisited: New evidence from Germany. *Population – English Edition, 58, 1*, S. 133-144.

Hayford, S. R. (2009). The evolution of fertility expectations over the life course. *Demography, 46, 4*, S. 765-783.

Hill, P. B.; Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS (4. Auflage).

Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: Fawcett, J. T. (Hrsg), *Psychological perspectives on population*. New York: Basic Books, S. 19-76.

Höhn, C., Ette, A. & Ruckdeschel, K. (2006). *Kinderwünsche in Deutschland: Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik.* Stuttgart: Robert-Bosch-Stiftung (Herausgeber).

Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Janssen, S. M. J. & Rubin, D. C. (2011). Age effects in cultural life scripts. *Applied Cognitive Psychology, 25, 2*, S. 291-298.

Jefferies, J. (2001). *A reluctance to embrace the one-child family in Britain*? Paper presented at EURESCO conference "The Second Demographic Transition in Europe" Bad Herrenalb, Germany, 23–28 June 2001. http://www.demogr.mpg.de/Papers/workshops/010623_paper05.pdf.

Junck, S. & Lück, D. (2015). *Die Älteren setzen den Standard. Untersuchung von Altersunterschieden in persönlichen Leitbildern als Ansatz zur Erklärung von Diskrepanzen zwischen den vorherrschenden gesellschaftlichen und den vorherrschenden persönlichen Leitbildern in der Studie „Familienleitbilder" (FLB 2012).* http://www.bib-http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Forschung/Projekte/Methodenpapier_die_Aelteren_setzen_den_Standard.pdf?__blob=publication File&v=3.

Kasten, H. (1995). *Einzelkinder – Aufwachsen ohne Geschwister*. Berlin: Springer

Kaufmann, F.-X. (1990): *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: C. H. Beck.

Keddi, B., Zerle, C., Lange, A. & Cornelißen, W. (2010). *Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe*. München: Deutsches Jugendinstitut (Forschungsbericht DJI).

Klein, T. & Eckard, J. (2004). Fertilität in Stieffamilien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56, 1*, S. 71-94.

Konietzka, D. & Kreyenfeld, M. (2013). *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit.* Wiesbaden: Springer VS (2., überarbeitete und erweiterte Auflage).

Kreyenfeld, M. (2010). Uncertainties in female employment careers and the postponement of parenthood in Germany. *European Sociological Review, 26, 3*, S. 351-366.

Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (2013). Kinderlosigkeit in Deutschland. Theoretische Probleme und empirische Ergebnisse. In: Konietzka, D.; Kreyenfeld, M., (Hrsg.), *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit.* Wiesbaden: Springer VS (2., überarbeitete und erweiterte Auflage), S. 13-47.

Küppers-Chinnow, M. & Karmaus, W. (1997). Prävalenz von verminderter Fruchtbarkeit und Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe. *Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 57, 2*, S. 89-95.

Liefbroer, A. C. (2009). Changes in family size intentions across young adulthood: A life-course perspective. *European Journal of Population, 25*, S. 363-386.

Lutz, W. & Milewski, N. (2004). Als ideal angesehene Kinderzahl sinkt unter zwei: Wandel der Normen in Österreich und Deutschland. *Demografische Forschung aus Erster Hand, 1, 2*, S. 1-2.

Lutz, W.; Skirbekk, V. & Testa, M. R. (2006). The low-fertility trap hypothesis: Forces that may lead to further postponement and fewer births in Europe. *Vienna Yearbook of Population Research, 2006*, S. 167-192.

Lück, D., Gründler, S., Naderi, R., Dorbritz, J. et al. (2013). *Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie.* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Daten- und Methodenberichte 2/2013).

Lück, D., Scharein, M., Lux, L., Dreschmitt, K. & Dorbritz, J. (2015). *Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum.* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper 3/2015).

Lück, D., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (2016, in press). Cultural conceptions of family as retardants of change in family lives: The 'Leitbild' approach. In: Česnuitytė, V., Lück, D. & Widmer, E. D. (Hrsg.), *Family continuity and change. Contemporary European perspectives.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Mancillas, A. (2006). Challenging the stereotypes about only children: A review of the literature and implications for practice. *Journal of Counseling & Development, 84 ,3*, S. 268-275.

Mikrozensus (2012). Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Nauck, B. (1995). Lebensbedingungen von Kindern in Einkind-, Mehrkind- und Vielkindfamilien. In: Nauck, B. & Bertram, H. (Hrsg.), *Kinder in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 137-169.

Nauck, B. (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 53*, S. 407-435.

Nauck, B. (2007). Value of children and the framing of fertility: Results from a cross-cultural comparative survey in 10 societies. *European Sociological Review 23, 5*, S. 615-629.

Nenadic, O. & Greenacre, M. J. (2006). Computation of multiple correspondence analysis, with code in R. In: Greenacre, M. J. & Blasius, J. (Hrsg.), *Multiple correspondence analysis and related methods*. Boca Raton: Chapman & Hall/CRC, S. 523-551.

Noelle-Neumann, E. (1996). *Öffentliche Meinung. Die Entdeckung der Schweigespirale.* Frankfurt am Main: Ullstein (Erweiterte Ausgabe).

Pfau-Effinger, B. (2004). Socio-historical paths of the male breadwinner model – An explanation of cross-national differences. *The British Journal of Sociology, 55, 3*, S. 377-399.

Pfau-Effinger, B., Flaquer, L. & Jensen, P. H. (Hrsg.) (2009). *Formal and informal work in Europe. The hidden work regime.* New York: Routledge.

Philipov, D. & Berghammer, C. (2007). Religion and fertility ideals, intentions and behaviour: A comparative study of European countries. *Vienna Yearbook of Population Research*, S. 271-305.

Régnier-Loilier, A. (2006). Influence of own sibship size on the number of children desired at various times of life: The case of France. *Po*pulation – *English Edition, 61, 3*, S. 165-194.

Rille-Pfeiffer, C., Kaindl, M., Klepp, D. & Fröhlich, E. (2009). *Der Übergang zur Dreikind-Familie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern.* Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (Forschungsbericht).

Ruckdeschel, K. (2015). Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland.* Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 191-205 (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48).

Ruckdeschel, K. (2004): Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 29, 3-4*, S. 363-386.

Rupp, M. & Blossfeld, H.-P. (2008). Familiale Übergänge: Nichteheliche Lebensgemeinschaften, Heirat, Trennung und Scheidung, Elternschaft. In: Schneider, N. F. (Hrsg.), *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorie, Methoden, empirische Befunde.* Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 139-166.

Schneider, N. F. (2008). Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung – Einführende Betrachtungen. In: Schneider, N. F. (Hrsg.), *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorie, Methoden, empirische Befunde*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 9-22.

Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.) (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben.* Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48.).

Schröder, J., Schmiedeberg, C.; Brüderl, J. (2016). Beyond the two-child-family: Factors affecting second and third births rates in West Germany. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research, 28, 1*, S. 3-18.

Schulten-Jaspers, Y., Tank, J. & Prinzing, M. (2013). *Der politische Restposten. Presseberichterstattung über kinderreiche und andere Familien. Studie (Abschlussbericht) im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. http://issuu.com/prinzing_tank_schulten-jaspers/docs/der_politische_restposten [Stand: 2014-09-20].

Sobotka, T. (2009). Sub-replacement fertility intentions in Austria. *European Journal of Population, 25*, S. 387-412.

Sobotka T. & Beaujouan É. (2014). Two is best? The persistence of a two-child family ideal in Europe. *Population and Development Review, 40, 3*, S. 391-419.

Striessnig, E. & Lutz, W. (2013). Can below-replacement fertility be desirable? *Empirica, 40, 3*, S. 409-425.

Strohmaier, J. & Stauber, B. (2012). *Lebenslagenbericht kinderreiche Familien im Landkreis Reutlingen*. Reutlingen: Liga der freien Wohlfahrtsverbände (LIGA) (Herausgeber).

Testa, R. M. (2006). *Childbearing preferences and family issues in Europe*. (Special Eurobarometer 253/Wave 65.1 – TNS Opinion & Social, European Commission).

Thiede, R. (2014). *Kinderglück. Leben in großen Familien*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe, Band 1448).

Eingereicht am/Submitted on: 22.01.2016
Angenommen am/Accepted on: 25.10.2016

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Dr. Sabine Diabaté (Korrespondenzautorin/Corresponding author)
Kerstin Ruckdeschel, Diplom-Soziologin

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
Friedrich-Ebert-Allee 4
65185 Wiesbaden
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: sabine.diabate@bib.bund.de
kerstin.ruckdeschel@bib.bund.de

Anhang

Tabelle 4: Prozentuale Verteilung der abhängigen Variable

	N	%
Keine Kinder	471	10,1
1 Kind	430	9,2
2 Kinder	2.345	50,2
3 Kinder	1.174	25,1
4 und mehr Kinder	255	5,5
Gesamt	4.674	100,0

Anmerkung: Die Variable ist eine Kombination aus tatsächlich vorhandenen Kindern und dem Kinderwunsch.
Quelle: FLB (2012), eigene Berechnungen, gewichtete Daten.

Tabelle 5: Frauen der Jahrgänge 1976 bis 1978 nach Zahl der geborenen Kinder (in Prozent)

	FLB 2012		Mikrozensus 2012	
Paritäten	N	Anzahl in %	N	Anzahl in %
Keine Kinder	167	26,3	35	21,9
Ein Kind	148	23,2	37	23,1
Zwei Kinder	232	36,4	62	38,8
Drei und mehr Kinder	90	14,1	26	16,3
Gesamt	637	100,0	160	100,0

Quelle 1: FLB (2012), eigene Berechnungen, gewichtete Daten. Anmerkung: Zahl eigener oder adoptierter Kinder (kategorisiert).

Quelle 2: Mikrozensus 2012. Keine Angabe N=3.